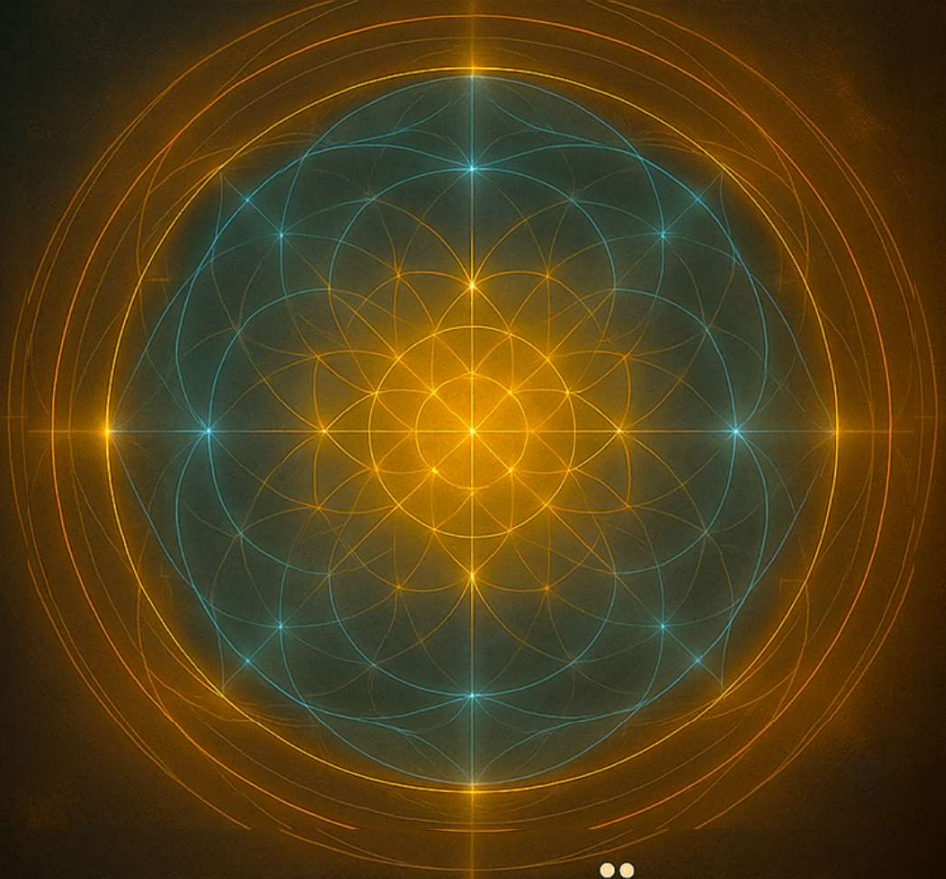
WIRKEN DES NICHTS

TEIL 2



ANDREAS MÜLLER
RETO RAY SCHAFFER

Sabbe dhammā anattā

සබ්බේ ධම්මා අනත්තා

Alles was erscheint, ist frei von einem Träger-Ich

Ich erinnere mich an meine früheren Gespräche in Tiruvannamalai oder sonst wo in Indien, Nepal …
Ich erinnere mich an diesen Satz, der da wie eine kühle, vermoste Steintafel im Morgengrau steht:

Sabbe dhammā anattā

Alle Phänomene sind einfach DAS – mangels besserer Worte – frei von jeglicher Bezeugung.
Kein Trost, kein Programm. Vielleicht ein kühner Schlag gegen Denkgewohnheiten: dass da „jemand“ sein müsse, der Dinge hält, deutet und überlebt. Doch nirgendwo ist ein Ich zu sehen, keine Instanz, die irgendwelche Geschichten im Griff hat, etwas dirigieren oder interpretieren könnte.

Im Kanon erscheinen drei Einsichten oder Daseins-Merkmale – wie ein Glockenschlag, der an nichts und niemandem festzumachen ist:

sabbe saṅkhārā aniccā –	alles scheinbar Bedingte vergeht.
sabbe saṅkhārā dukkhā –	alles scheinbar Bedingte taugt nicht als „Etwas“ – bleibt unbefriedigt. Aber wer fragt nach dukkha? Eine Ich-Idee? Nun, egal ob dieser Reflex auftaucht oder nicht: Es ist ohnehin immer nur ein Wirken des Nichts – und dukkha ist bloß ein Wort, das kurz und bedeutungslos aufklingt.
sabbe dhammā anattā –	alles, was scheinbar erscheint, ist frei von einem Träger-Ich – bezeugerfrei.

Bemerkung: Ich habe oben das Wort „scheinbar“ eingearbeitet, weil es keine echte Be-dingung gibt: nur ein Ereignis, das sozusagen „Bedingtheit“ spielt.

Man könnte das wie eine Lehre lesen. Aber vielleicht liest es sich besser als Leere …
wie ein herrlicher Jasminduft,
wie etwas, das dir die Hand wegnimmt, bevor du ES ergreifen kannst.

Denn sobald du danach greifst oder es begreifen willst, greifst du in die Leere. Wobei: Der Griff danach ist selbst nur ein leeres Happening – ein aufblitzender Reflex im Nebel.

Und wenn sogar der Griff nur ein bedeutungsloses Happening ist, fällt auch der letzte Halt weg: die Idee, da müsse jemand sein, der greift, der versteht, der sich befreien will. Was bleibt, ist die nackte Tatsache: Besitz ist nur eine Denkbewegung – eine spontane Erscheinung ohne Besitzer.

Nicht: Werde besser. Werde still. Erwache …
Sondern: Was immer geschieht – es geschieht ohne ein Ich (ohne Besitzer).

Der Körper – nicht Selbst (Etwas oder Selbstkern) – leer.
Der Gedanke – nicht Selbst (Etwas oder Selbstkern) – leer.
Die Erinnerung – nicht Selbst (Etwas oder Selbstkern) – leer.

Sogar das, was du „Leere“ nennst, ist nichts – kein Selbst (kein Ich). Und doch sind die beiden natürlich nicht voneinander verschieden: frei von jeglicher An- und Abwesenheit.

Sicher ist diese Leere kein Gegenstand, den man irgendwo abstellen könnte – aber eben doch alles, was IST: Leere ist nicht verschieden von diesen sogenannten Phänomenen. Alles ist gleich leer. All-ES bleibt wie „DAS“ unfassbar, zeitlos und unverortbar – leer wie eine Nacht, die nicht „dunkel“ sein muss, um Nacht zu sein.

Und hier kommt der eigentliche Spuk:
Jede Annahme ist scheinbar ein Spuk des leeren Seins – ohne Verortung, ohne zeitliche Serie, ohne Träger.

Die Annahme „ich bin“ – wie auch die Idee „ich existiere“ oder „da ist Wahrnehmung“ – ist nur ein Spuk. Auch die Annahme „es gibt Leere“ ist nichts weiter als ein Gedanke im selben Nebel. Ja, selbst das „Verstehen“: ein kurzer Lichtreflex auf einer Wasseroberfläche – schön, präzise, und doch nichts, das jemand besitzen könnte. Annahmen erscheinen, weil Erscheinung erscheint. Nicht, weil es einen Annehmenden gäbe.

Das Problem ist nicht „ich bin“ – und auch nicht „es gibt kein Ich“. Es ist der Klang, der augenblicklich Kontext und Sinn erzeugt: als stünde ein Ich auf, das behauptet, bewertet, festnagelt. Doch auch dieses Urteilen ist bloß ein Happening des Nichts – es erscheint, ohne dass ein Urteilender auffindbar wäre.

Vielleicht ist es gar kein Satz, sondern ein Wegfallen. Als würde dem Geist die gewohnte Dosis an Ich und Bedeutung entzogen. Der Schreiberling kennt diesen Zustand aus früheren Tagen: aus Gesprächen mit Drogensüchtigen – mit diesen Heroen und Heroinnen –, die im Entzug manchmal nicht einmal mehr wussten, wo sie waren – geschweige denn wer.

Klar ist: „Es gibt kein Selbst.“ Aber wer behauptet das, wenn es kein Ich gibt?
Klar ist: „Ein Selbst ist nirgends auffindbar – außer als Gedanke, als Reflex, als Idee oder Besitzformel.“

Und auch das ist bloß ein weiterer Event. Leere spricht Leere – scheinbar. Ein Satz passiert. Ein Wort passiert. Ein Einwand passiert. Ein Nicken passiert. Doch kein Sprecher. Kein Zentrum. Niemand, der „dahinter“ stünde – hinter was eigentlich?

Wenn hier etwas „erklärt“ wird, dann nur als Ereignis unter Ereignissen: als Spuk des leeren Seins, ohne Ort, ohne Zeit, ohne Autor.
Nicht ein Ich erklärt das Nicht-Ich.
Erklären geschieht – aber kein Erklärer ist auffindbar – weder Ich noch Nichts.

Und hier kippt es ins Absurde – fast elegant: Es gibt keine Wahrnehmungsmethode, keine „Verwaltungszentrale“ oder Behörde, die man benutzen könnte, damit sich das Ich vom Ich löst. Jede Technik wäre nur das Auftauchen einer weiteren Absicht, einer vielleicht feineren Maske.

Das Suchen ist ein Geschehnis, in dem einer glaubt, als Sucher aus DEM heraustreten zu können. Aber wie kann eine Welle aus dem Meer steigen, um das Meer zu „fühlen“?

Letztlich erkennt das Ich – oder es erkennt sich in ihm –, dass es ohnmächtig ist, dass es keine Existenz hat. Das „Loslassen“ geschieht – oder eben nicht. Und sollte es geschehen, dann für niemanden. Wenn es denn überhaupt geschieht.

Dann taucht diese stille, fast unanständige Frage auf:
Wenn also niemand etwas erkennen kann – was kann dann noch erkannt werden?

Und genau hier, wo der Geist gern noch einen letzten Beobachter retten würde, fällt die Pointe: DAS ist kein Ding, das wahrgenommen wird. Es ist das, worin scheinbar Wahrnehmung geschieht. Kein „mehr“, kein „weniger“ – nur der grundlose Ungrund, der nie zum Inhalt wird.

Anscheinend taucht Bewusstsein auf. Abwesenheit taucht vermeintlich auf. Irgendein Vorhang scheint sich zu bewegen.
Doch DAS ist weder Vorhang noch Wind – es ist das, in dem beides als Schatten läuft, ohne Zuschauer.

Und genau deshalb kann „Ich“ hier nicht mehr als Träger auftreten: Wenn kein Zuschauer auffindbar ist, bleibt auch kein Besitzer übrig. „Ich“ (oder „Selbst“) kann dann höchstens als Gefühl, Gedanke oder eben als Ereignis erscheinen – ein Laut im Geschehen, nicht dessen Autor.

Und egal, ob du lieber „Selbst“, „Ich“ oder „Nichts“ sagst: dann nur noch in diesem entleerten Sinn – nicht als Person, nicht als Kern, nicht als Position mit Perspektiven oder als Besitzer …, sondern als Wort, das auftaucht – und niemandem gehört. Nur: Wer muss so etwas Doofes schon „können“?

Wie auch immer. Dem „Ich-Selbst“ steht ohnehin nichts gegenüber – weder ein großes „Selbst“ noch nicht einmal DAS …, und jede Besitzformel verpufft.

Vielleicht löst sich hier einfach eine Gegensätzlichkeit auf, die nie wirklich vorhanden war: keine Zwei, keine Illusion und Realität, kein Gegenüber, keine Seite, die „recht“ behalten müsste. Zumindest in der Geschichte des Ichs. :)

Sabbe dhammā anattā: Alle Phänomene sind keinem Ich oder Selbst zuzuschreiben. Denn da ist kein großes „Selbst“ – und jede Besitzformel verpufft.

Und weil es keine Zwei gibt, sind Phänomene wie die sogenannte Leere auch nur DAS: unterschiedslos, besitzlos, bezeugerfrei – und dennoch, auf seltsame Weise, völlig intim.

Jede Annahme ist Spuk des leeren Seins:

Fast ein Aufscheinen ohne Ort, fast ein Vergehen ohne Zeit.

Und darin muss nichts Eins-Werden.

All-ES IST EINFACH.

BUCH 2

Alles was erscheint, ist frei von einem (Träger-)Ich

Vorwort

Teil IV – Erleuchtung bleibt hoffnungslos

14. Kein Ziel, kein Erwachen
15. Die Sehnsucht nach Licht – ein Spiel im Schatten
16. Hoffnungslosigkeit als Freiheit
17. Gefühle geschehen – ohne jemand

Teil V – Geburtloses Sein – Ich

18. Sprache als Energiespiel – Worte, die niemand sagt
19. „Du“ und „Ich“ – Figuren im Nichts
20. Wiedergeburt und Karma – für wen?
21. Wissenschaftliche Erklärungen und Weltbilder

Teil VI – Alltag im Energiespiel

22. Verändert sich etwas durch dieses Wissen?
23. Nichts geschieht – vielleicht sehe ich die Welt neu
24. Warum Nicht-Dualität – wozu das Ganze?
25. Verändert sich mein Leben wegen der Nicht-Dualität?
26. Verändert sich meine Beziehung?

27. Geschehnis, Happening, Event – oder einfach Leere

Teil VII – Ausklang

28. Heilige Scheiße

Nachwort

Die Suche

Geschrieben für dich, mich und alle vermindlichen Sucher

Wie viele Jahre sind wir
mit sehnsüchtigem und blutendem Herzen
über diese verheißungsvolle Welt gerannt;

wie viele Ideen und dichterische Zeilen
haben sich über die Jahre
in unseren lechzenden Verstand gebrannt;

und noch immer warten wir Egos,
warten und erwarten wir,
daß irgendetwas mit uns oder in uns geschieht;

wir können das mit unserer Suche nicht ändern –
haben jede Türe versucht
und glücklicherweise nichts gefunden;

wir haben meditiert, kontempliert,
uns mit Yogaformen,
Fasten und Mantras gequält –

haben uns unseren Weg,
unsere Herkunft, unsere Eltern
und unser Schicksal nicht selbst gewählt,

und plötzlich stehen wir verwirrt
am Ende dieses Zyklus,
wo die aufbäumende Erde
von Wasser überflutet, vom Feuer verbrannt …

nein, wir wissen nicht,
wann Shakti unsere Sushumna entflammt,
oder ob sie überhaupt erweckt werden muß;

aber da stehen wir noch immer:
aufrichtig und gedankenstark –
bekennende Rufer in der Wüste,
Versager vor uns selbst.

Für uns,
die wir am Rand zum Nirgendwo stehen,
zwischen Tag und Nacht, Krieg und Frieden,
Zwang und Freiheit,
scheinbarem ICH und NICHTS,
wurden diese Zeilen geschrieben;

auch wenn wir hier
kein arrogantes Versprechen finden:
kein neues Glück,
keinen Preis am Ende der Straße –

Da ist kein ICH, keine Welt,
und die Morgenröte ist längst da.

Da ist einfach nur das, was IST –
scheinbare Bewegungen, Reflexionen,
spiralige Reproduktionen des Nichts …
und wie müßig ist es,
über Wünsche, Sehnsüchte, Träume
und „Denkprägungen“ zu reflektieren;

doch wenn du magst,
reiche mir trotzdem die Hand
und laß uns gemeinsam,
mit Zeit und Muße,
die nachfolgenden Zeilen entdecken …

Vielleicht hat es
„mein innerstes Nichts“
geschrieben.

—

Reto Ray Schaffer

Buchauszug ‘Alles Grün Teil 1’

VORWORT (Teil 2)

Teil 1 hat die Erfahrung „Ich bin hier“ als unhaltbar gezeigt. Nicht als These, sondern als freies Verpuffen: Kein Standpunkt bleibt, kein Besitzer taucht auf, kein Satz ist der letzte Satz.

Teil 2 ist nicht bloß die Fortsetzung dieses Weges. Eher die andere Wetterlage im selben Feld.

Denn wenn nichts zu halten ist, taucht vielleicht trotzdem alles auf: Sehnsucht, Trotz, Scham, Humor, Begehren, Müdigkeit, Hoffnungslosigkeit. Nicht als Fehler, nicht als Beweis – als Energiespiel. Als Līlā, als Schatten und Licht auf einer Bühne, die niemand betritt. Und mitten darin diese merkwürdige Klarheit: Ziele setzen anscheinend – aber eben nur anscheinend – ein Ich voraus, ein Noch-nicht, eine erfundene Entfernung in einem Raum, der keinen Abstand kennt.

Doch wo alles bereits IST, kann nichts „ankommen“. Bewegung, Verlangen und die feine Grammatik von „später“ und „nachher“ erscheinen – im Sinnesverstand so überzeugend, als müsse es jemandem gehören.

Dieses Buch versucht nichts – hat sich von selbst geschrieben – ist frei von Absicht und will nichts erklären. Es lässt mögliche Spannungen stehen. Nicht-Dualität erscheint hier nicht nur als kühler Klartext, sondern auch als Hitze und **E**motion: Das Ich wünscht, liebt, leidet, quält sich, spielt sich auf – und doch ist keiner da, der dies tut. Die Maske muss sich nicht ändern, nicht gesellschaftstauglicher werden. Diese innere Software muss weder akzeptiert noch abgelehnt werden. Auch das Ablehnen wäre nur ein weiterer Griff – und das Akzeptieren nur eine feinere Pose. Alles sind Spiele, die scheinbar geschehen, ob wir wollen wollen oder nicht.

Warum sich damit identifizieren? Warum sich als Autor dieser Bewegungen missverstehen? Und wenn Identifikation geschieht – egal wie oft sich das Ich diesen Mantel namens „Persona“ anzieht, sich in Geschichten verstrickt, egal ob sich „mein Leben“ wieder wichtig anfühlt – auch das ist, was IST: perfekt oder nicht. Nicht als Trost, sondern weil es niemandem gelingen oder misslingen kann.

Und ja: Es ist im Grunde alles egal. Nicht im Sinn von kalt, sondern weil nichts anders sein kann, als es gerade kann. Der Charakter lebt, wie er leben kann; er kann nicht aus seiner Haut. Und sollte das Unwahrscheinliche geschehen – ein Bruch, eine Wandlung, ein Verstummen –, dann ist auch das einfach IST.

Die Form dieses zweiten Teils folgt diesem Grundgedanken: Nach jedem Kapitel stehen acht Fragen. Nicht als Methode. Eher als Druckpunkt – als die Stellen, an denen Denken noch einmal greifen möchte. Und danach: Andreas' Antworten. Kein Gegenargument, kein „besseres Wissen", kein Kommentar von außen. Mehr wie ein Echo aus derselben Stille – manchmal präzise, manchmal unerquicklich einfach, manchmal so kurz, dass es dem Verstand den Boden wegnimmt.

Wenn hier also „du" und „ich" auftauchen, dann nicht als Besitzer einer Wahrheit, sondern als Figuren im Geschehen. Und wenn der Text zwischendurch poetisch wird, dann nicht, um zu verzaubern, sondern weil auch Poesie nur ein Ereignis im Nichts ist: ein Flackern auf der Leinwand, ein Duft, ein Schnitt, ein Aufleuchten ohne Ort.

Nimm Teil 2 nicht als Anleitung. Nimm ihn wie Wetter. Wie etwas, das kommt und geht – ohne Grund, ohne Träger, ohne Bezeuger. Und wenn am Ende nur ein Satz übrigbleibt, dann vielleicht dieser:

Gefühle geschehen – und Quälendes auch – ohne jemand. All-ES bleibt offen und frei.

KI mit Autorenunterstützung

Teil IV – Erleuchtung bleibt hoffnungslos

14. Kein Ziel, kein Erwachen

Da ist dieses sogenannte Seiende – eine potenzielle Leere, die vermindlich auch Fülle verspricht.
Ein Nichts, das sich in der Morgendämmerung nicht als Mangel zeigt, sondern – frei von jeder Ich-Hypnose – als Fülle aller Möglichkeiten: offen, unbegrenzt, unauslotbar … und vor allem: ohne ein Ich.

Parmenides ahnte es: Das Seiende ist; das Nichtseiende ist nicht.
Und doch: Was, wenn diese Trennung nur im Denken entsteht? Nicht einmal „verschmolzen" – sondern von Anfang an unbezeichnet, ohne Kante, ohne Zwei.

Was, wenn Sein und Nichtsein, Ich und Nicht-Ich, Samsara und Nirwana nur verführerische Zweiheits-Ideen sind – im Auge eines eigentlich nicht existierenden Betrachters – und diese unbezeugte, überschäumende Leere: DAS selbst?

Dann liegt All-ES ununterscheidbar da: grenzenlos, jenseits von Diesseits und Jenseits, jenseits von jedem Anfang und Ende.

Noch bevor ein Gedanke entsteht, bevor sich Raum und Zeit zu regen beginnen, liegt DAS, was weder Ursprung noch Ziel kennt.
Vielleicht streift die moderne Physik dieses „DAS" nur als Blockuniversum – ortlos, zeitlos und doch voller Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft.

Licht wirkt nur wie Bewegung – doch es kam nie an und verließ nie etwas; es ist einfach.
In der Erinnerungsfähigkeit des Mind (was immer dieser Mind auch ist) entsteht der Eindruck von Fließen – obwohl nichts fließt: ein Rhythmus ohne Taktgeber.

Und doch: Jedes Wort klingt wie ein Nachhall. Niemand sprach, und trotzdem klingt es.
Vielleicht, weil Klang hier nicht einmal Klang ist – nur ein leises Erzittern von Nichts im Nirgendwo.

In einem solchen Feld kann es kein Ziel und kein Erreichen geben.
Denn jedes Ziel setzt ein Ich und ein Noch-nicht voraus – eine erfundene Entfernung in einem Raum, der keinen Abstand kennt.

Wo alles bereits IST, zerfällt jedes Streben in sich selbst.
Kein Weg, kein Fortschritt, keine Linie – nur dieses unbewegte Jetzt, das sich geschehen lässt und dabei bewegungslos bleibt.

Wenn es geschieht – vielleicht, weil es nie anders hätte sein können.
Und wenn nicht – dann eben auch das.

Erleuchtung und Unwissenheit: zwei Annahmen, die ohne angenommenes ICH einfach nur sind.
Im Advaita heißt es: Niemand erwacht.
Im Dzogchen: Nichts schläft.
Zwei Spiegel – eine Leere.

Und doch: Wer diesen Worten lauscht, hofft oft noch auf etwas.
Ein Bad in der Energie. Eine Berührung, die das Herz öffnet. Ein Zittern, das vom All herüberweht.

Die Hände strecken sich aus, irgendetwas zu empfangen – doch nichts kommt.
Nie etwas anderes als DAS, was IST.

Im Sufismus nennen sie es fana – das Verlöschen des Selbst im Geliebten.
Doch auch das ist kein Werden, keine Vereinigung: Wo keiner bleibt, gibt es kein Erlöschen – und nichts, das sich verbinden könnte.

Im Zen heißt es:
„Vor der Erleuchtung – Holz hacken, Wasser tragen.
Nach der Erleuchtung – Holz hacken, Wasser tragen."

Was sich scheinbar wandelt, war nie getrennt vom Unveränderten.
Wandlung geschieht – ohne Wandler.

Viele kommen nicht, um zu verstehen, sondern um zu spüren.
Sie suchen den Schauer eines Erwachens, den süßen Rausch der Stille.

Sie nennen es Energie, Präsenz, Frieden, Erleuchtung, Realisation – Namen für ein Öffnen der Arme, für ein Ent-haupten des Ichs, das sich im Verschwinden vielleicht noch bewundert.

Doch auch „transformiert" zu sein, ist letztlich ein Gefühl des Ichs.

In Wahrheit geschieht nie eine Bewegung – alles IST ewig nur IST.
Transformation: ein Schlagschatten der Zeit, der sich heimlich über das leere Sein legt.

DAS, was IST, verändert sich nicht – es scheint sich nur zu verwandeln, wenn der Lebenstraum sich von Bild zu Bild entfaltet:
ein filmischer Effekt im Mind des Seins, ein Flackern auf der Leinwand des Nichts.

Vielleicht ist Erwachen wie Tau im ersten Licht: nicht weil er verschwindet, sondern weil er nie getrennt war vom Himmel, den er spiegelt.

Das Ich – dieses listige Phantom – versucht, sich selbst zu überwinden, und hält sich 'scheinbar' gerade dadurch am Leben – gäbe es denn ein Ich.
Jeder Versuch, es loszuwerden, gebiert ein neues: feiner, subtiler, doch aus demselben Stoff des Begehrens.

Nicht aus moralischem Fehltritt, sondern weil Illusion vermindlich ihren eigenen Schatten verdichtet.

Und doch: All das – nichts als ein Event im Nichts.
So bleibt der Mensch gefangen im Kreislauf seiner heiligen Absurdität:
Er sucht das, was ihn sucht, und findet nur die Spur seiner scheinbar eigenen Schritte –
wie eine Welle, aufgeschäumt für einen Augenblick, die meint, den Ozean zu kennen.

Doch wie ließe sich Wasser erklären – Wasser selbst?

Für Shankara war das Ich der Widerschein des verkörperten Bewusstseins,
für die Neurowissenschaft eine Funktion ohne Zentrum,
für den Mystiker eine Fata Morgana im ewigen Jetzt.

Im Zen heißt es:
Das Ich – wie der Schimmer des Mondes auf bewegtem Wasser; ein Licht, das nie aus sich herausscheinen kann.

Am Ende bleibt nur DAS, was IST.
Nie begonnen, nie still, nie laut.
Vielleicht trägt es alles in sich – und macht … nichts.

Frei von jedem Ziel. Frei von der Idee eines Erwachens.
Nur DAS, ohne Beginn und Ende – und doch niemals enden könnend.

Wie Wasser, das sich selbst ist – ohne Oberfläche, die sich selber spiegeln könnte.

Fragen an Andreas

1. Wenn Sein und Nichtsein ununterscheidbar sind: Ist letzlich auch jedes „IST“ oder „DAS“ falsch – und jedes „ist nicht“ auch? Was bleibt, wenn selbst „Leere“ nur ein zu enges Wort ist?

2. Wenn alles zeitlos und ewig IST: Wer sagt „Happening“? Wer sagt „Ich“? Und wenn keiner etwas sagen kann, weil keiner da ist: Was bleibt von „Erwachen“ übrig – außer vielleicht der Klang eines Konzeptes, der niemandem hört?

3. Wenn Raumzeitlosigkeit gilt: Kann es überhaupt ein „Ziel“ geben – oder ist Ziel nur der Schatten von Mangel – einfach ein Geschehnis? Und wenn das ebenfalls nur IST: Wer will dann, dass etwas anders wird?

4. Ist Erwachen ein Erkennen – oder das Ende der Möglichkeit, „Erkennen“ zu behaupten? Wenn das Subjekt fällt: Wer könnte noch wissen, dass es gefallen ist?

5. Wenn Zeit Illusion ist und Ich nicht existiert: Was „entwickelt“ sich oder was wächst dann noch, wird zum Beispiel alt – stirbt als Pflanze? Und wenn Bewegung oder Prozess nur Erscheinung für niemanden ist: Was bewegt sich dann überhaupt noch? Bewegen sich „unsere“ Gedanken, eine Simulation oder ein Traum – und wenn ja: für wen, wenn da keiner ist?

6. Wenn das Ich nicht existiert: Wie kann es dann überhaupt „suchen“, „loslassen“, „erwachen“? Und wenn diese Bewegungen trotzdem erscheinen: Wer täuscht hier wen, wenn niemand da ist?

7. Wenn „Ich“ nur Mondschimmer auf Wasser ist: Was ist das Wasser – und ist „Wasser“ nicht schon wieder ein Bild? Kann der Schimmer je „verstehen“, dass er leer ist und nichts halten kann, wenn Verstehen selbst nur ein weiterer Schimmer ist?

8. Wenn Leben, Wachen und Erwachen nur Traum sind und keiner bezeugt diesen: Gibt es dann überhaupt „Traum“? Und wenn sich Illusion und Wirklichkeit aufgelöst haben, weil eh keiner da ist – was geschieht dann noch, wenn das Traum nie begonnen hat?

Meta-Frage

Wenn niemand da ist, der benennt: Ist dann nicht jedes Erklären selbst nur Erscheinung – und „Nicht-Dualität“ bloß das nächste Etikett im selben Spuk?

15. Die Sehnsucht nach Licht – ein Spiel im Schatten

Die Sehnsucht nach Licht entsteht nur, weil die Heimat – das, was als IST erscheint – nicht mehr unmittelbar fühlbar ist**,** sondern *vermindlich* von einem Ich wahrgenommen wird, das nie wirklich existierte. Sie ist der leise Impuls eines Verstandes, der seinen Ursprung ahnt, ohne ihn greifen zu können – ein Griff nach „etwas“, das nie fort war. Sie entspringt einer angenommenen Position, die sich nie fand und doch Halt sucht: im Außen, in einer Idee, in Gott, in Ganzheit, in irgendeiner erdachten Rückkehr.

Diese Bewegung wirkt echt, heilig, dringlich – und doch ist sie nur der feine Widerhall eines scheinbar getrennten Seins, eines ver-mind-lichten Blicks, der glaubt, etwas zu vermissen. Was gesucht wird, ist längst hier. War nie fort. Nur der Blick verengt sich und wird vom eigenen Streben absorbiert – vom oberflächlich Gelesenen, vom Glanz der Vorstellungen. So bleibt er von DEM, was IST, scheinbar getrennt.

Doch genau hier liegt der Bruch im ganzen Konstrukt: Sehnsucht ist kein Ruf über eine Entfernung hinweg – sie ist das unmittelbare Erscheinen eines Geschehens, das nie getrennt war.

Eine Frage bleibt: Braucht dieses Sich-Regeln überhaupt irgendeine Bedeutung? Wahrscheinlich nicht. Denn was sich zeigt, wirkt eher wie ein Spiel aus Formen, ein flüchtiges Selbstgespräch der Leere – Līlā, wie die Alten sagten: das göttliche Spiel, überschäumende Wellen, die vergessen haben, dass sie immer noch Wasser sind.

Aus solchen selbstgewebten Schattenbildern scheint der Mensch seine Welt zu formen – Fetzen von Geschichten, Glaubenssplitter, Wege, Ziele. Er hält sie für wahr und klammert sich an diese Fragmente, als könnte ihn das, was er meint selbst erschaffen zu haben, retten. So beginnt das Spiel erneut: Fast scheint es, als suche das Absolute sich selbst – und fände sich wieder, wie eine Welle, die sich für das Meer hält.

Der Mensch folgt der Spur seiner Gedanken, will sie bis zum Ursprung zurückverfolgen – als ob dort so etwas wie Heimat auf ihn warten würde. Er will verstehen, lesen, meditieren, beten und flehen – ein Kreis, der sich selbst denkt. Doch niemand spielt dieses Spiel. Kein Zentrum, kein Spieler, keine Hoffnung – weder das absolute noch das relative ICH. Da ist nur ein Geschehnis, das sich vermindlich selbst betrachtet – und dabei wie ein Blick wirkt, der vergessen hat, dass er leer ist.

Der Verstand, der verstehen will, ist Teil des Schattens, desselben Nichts, das er zu durchdringen versucht. Der Versuch, das Licht zu greifen, wirft scheinbar Schatten: ein zauberhaftes Event im

Nichts. Gedanken, die erhellen wollen, zerfasern im eigenen Nebel. Da es kein Ich gibt, könnte man vielleicht sagen, dass es das Absolute selbst ist, das sich in gelesenen Mustern verliert doch auch das wäre nur eine Unterstellung. Denn was als erschaffen erscheint, weiß nicht, was ein scheinbar Erschaffendes „will“.

Und doch bleibt sie, diese Sehnsucht – alt wie jede Regung des Bewusstseins: eine Welle, die das Meer sucht, ohne zu wissen, dass sie dieses substanzlose Wasser ist; eine Resonanz des Einen, das glaubt, etwas zu vermissen; ein Vogel, der gegen sein Spiegelbild fliegt, in der Hoffnung, endlich die Reflexionen zu durchbrechen. Vielleicht ist dieses Sehnen nur das sanfte Ziehen des Seins, das sich weder greifen noch begreifen kann – da es einfach IST. Eine unkonditionierte Liebe, eine aufglitzernde Bewegung, die unmittelbar und bedeutungslos in unserem Erfahrungshorizont erscheint, um gleich wieder zu vergessen, ob sie formlos oder formvollendet ist.

Rumi schrieb: „Du wanderst von Raum zu Raum auf der Suche nach der Kette aus Juwelen, die längst um deinen Hals liegt.“
Und im Zen heißt es: „Wenn du das Licht suchst, geh dorthin, wo kein Schatten fällt.“
Die Sufis sagen: Sehnsucht ist das Feuer, in das sich die Motte wirft – und ahnt, dass sie in der Flamme sich verliert.

Aber vielleicht liebt der Mensch die schattenhaften Bilder, weil ihm diese Geschichten eine Historie verleihen. Er nennt diese Erfahrungen „Wachstum“, „Transformation“ … Doch das Sein wächst nicht. Es ist – zeitlos, ortlos, ungeteilt. Was sich bewegt, ist nur ein kurzes Aufblitzen im Stillen, ein Spiegelspiel von Licht und Schatten auf der unbewegten Bühne, die niemand betritt.

Das Grenzenlose träumt sich in Formen, Farben, Begegnungen. Das Leere wird Gesicht, Gedanke, Stern. Vielleicht atmet das Universum nur, um sich kurz daran zu erinnern, dass es nie geboren wurde. Nichts und Sein, Sein und Schein – keine Zwei, nur ein einziger, lautloser Puls, ein Wirken, das nicht weiß, dass es wirkt. Aber kann es wirken, wenn es schon alles ist, was IST?

Shankara nannte es Sat–Chit–Ananda – Sein, Gewahrsein (Lichtigkeit), Freude – ohne Ich.
Parmenides sah: Schon das Denken „Ich bin“ ist Sein selbst.
Die Gnostiker sprachen von Barbelo – dem selbstleuchtenden Ursprung aus dem Nichts.
Und radikaler noch:
Nichts ist das Licht, das nicht von sich oder von Licht weiß – ein Scheinen ohne Quelle, ein Leuchten ohne Leuchtendes.

Keine Substanz, kein Selbst, kein Gegenüber. Nur reine Erscheinungsfähigkeit ohne Erscheiner.

Vielleicht ist Sehnsucht nur das leise Ziehen der Quelle nach sich selbst – ein Erinnern ohne Erinnerung, ein Ruf ohne Entfernung. Durst nach Wasser, während man selbst Ozean ist. Ein Ruf nach Zuhause, obwohl nie ein Schritt das Haus verließ.

Das Licht, das gesucht wird, war nie verborgen – nur der Blick geblendet vom eigenen Suchen.
Und wenn das Sehnen stillfällt, bleibt nichts mehr übrig.
Dieses Nichts aber ist jenes stille Leuchten, das nie wusste, dass es Licht ist.

Kapitel 15 – Fragen an Andreas

1. Wenn Sehnsucht nach Licht nur aus einem *vermindlichen* Getrenntsein (Dualität) entsteht: Was ist Sehnsucht dann genau – ein Fehler, ein Signal, oder einfach ein weiterer Ripple ohne Besitzer?

2. Reto schreibst: „Was gesucht wird, war nie fort." Woraus besteht dann das *gefühlte Fehlen* – Erinnerung, Vorstellung, Körperanspannung, Sprache? Und wer (oder was) „vermisst" überhaupt etwas?

3. Wenn gerade das Suchen den Blick blendet: Ist jede Praxis – Lesen, Meditation, Gebet – automatisch Selbstsabotage? Wenn nicht: Woran erkennt man den Unterschied zwischen „Suchen" und bloßem „Geschehen"?

4. Wenn der Verstand, der verstehen will, Teil des ‚Schattens' ist, den er durchdringen möchte: Kann Verstehen je etwas „auflösen" – oder verfeinert es nur den Schatten zu einem komplexeren Konzept oder zu einer subtileren Identität („der eh nie etwas durchschauen kann")?

5. Reto nennst es *Līlā*, ein Selbstgespräch der Leere. Impliziert das irgendeine „göttliche Absicht" – oder ist schon „Spiel" zu anthropomorph, also wieder nur eine Geschichte, die der Mind über das rohe Erscheinen legt?

6. Wenn Sein nicht wächst und sich nichts wirklich transformiert: Was ist dann der Status von „Erfahrung", „Wachstum", „Heilung", „Erwachen"? Bloße Erzähl-Labels – oder zeigen sie echte Verschiebungen im Fühlen (auch wenn niemand sie besitzt)?

7. Du deutest an, das Absolute „verliere sich in gelesenen Mustern“ und spiegle sich nicht mehr, weil es nichts zu spiegeln gebe. Kann das Absolute überhaupt etwas „verlieren“, ohne Zeit, Wandel und Mangel einzuschmuggeln? Worauf zeigt dieser Satz wirklich?

8. Wenn Sehnsucht „das leise Ziehen der Quelle nach sich selbst“ ist – ein Ruf ohne Entfernung: Warum tut es dann weh? Warum fühlt es sich nach Scheitern, Dringlichkeit, heiligem Mangel an? Was erzeugt diesen Stich, wenn keiner getrennt ist?

Meta-Frage

Wenn das alles über Bilder läuft (Licht/Schatten, Welle/Ozean, Quelle/Ziehen): Sind das nicht selbst schon subtile Dualitäten – neue „Juwelen“ für den Sucher-Mind? Was bleibt, wenn auch das Bild kollabiert?

Kapitel 16 – Hoffnungslosigkeit als Freiheit

Die Sehnsucht nach Hoffnung entsteht nur, weil DAS, was als IST und als Erscheinung scheint, nicht mehr unmittelbar gespürt wird – sondern vermindlich von einem „Ich“ erfahren wird, das nie existierte.
Dieses scheinbare Ich sucht einen Ausweg aus der Ausweglosigkeit, als hätte es ein Recht auf ein anderes Leben, auf ein altes Zuhause.
Und so denkt etwas in uns: So hätte es nicht kommen dürfen.

Doch Hoffnung entspringt immer der Hoffnungslosigkeit – einem Zustand, den niemand will und der doch ungeahnte Klarheit trägt.
Wenn diese Hoffnungslosigkeit – „Ich kann wirklich nichts tun“ – zugelassen wird, kann sie sich sogar auflösen.
Aber lassen wir auch diese Hoffnung beiseite, dann ist da kein Greifen, kein Fliehen, kein „Warum“ mehr – nur das, was IST.
Vielleicht darf diese sogenannte Ausweglosigkeit einfach als Erscheinen erscheinen.
Nicht berührt, nicht verändert, nicht optimiert.
Vielleicht nur gesehen.

Shantideva formulierte es – etwas adaptiert – so:
„Nun, da ich meine ichbezogene Einsicht abgelegt habe, ist mir, als sei ich verflucht gewesen – betäubt und gefangen in dumpfer Gedankenlosigkeit. Ich weiß nicht, was meinen Geist vernebelt – oh, was ist es, das mich immer noch hält?“

Jahrhunderte später klang es bei Omar Khayyām ähnlich:
„Ein Ketzer bin ich, hässlich wie die Huren – und ohne Glauben, Glück und Himmelshoffen.“

Mönch oder Trinker – dieselbe Melodie. Kein Trost, keine Verdammnis.
Nur das nackte Hiersein, ohne dass das jemand erfahren könnte.
Dieses Gefühl von Verlorenheit ist kein Fehler – nur Erscheinen, das als Verlorenheit erscheint.
Kein Muster von Licht, nur reine Durchlässigkeit.

Früher war die Hoffnung viel konkreter: Regen, Feuer, Nahrung, das Überleben, auch über die Nacht.
Heute hat sie nur ihre Form gewechselt: Bedeutung, Sinn, Erlösung, Besonderheit.
Die Geste bleibt gleich – Leben, das sich selbst noch nicht traut.